



Unbewältigte Linke

“vorwärts und nicht vergessen”. Vier Porträts über linke Vergangenheit, Erinnerung und Verdrängung

150 Jahre nach dem Kommunistischen Manifest, 30 Jahre nach der 68er-Revolution und dem Prager Frühling wurde nostalgisch der alt gewordenen neuen Linken gedacht. Diese Linke war angetreten, die Gesellschaft “aufzuklären”. Was ist von den hochfahrenden Ansprüchen geblieben? Wie versuchen diese Linken in ihren Arbeits- und Lebensbereichen etwas von dem herüberzuretten, was an ideologie- und gesellschaftskritischem Denken und Handeln einmal wichtig war? Was bleibt vom Aufbruch kritischen Denkens und wie weit reicht die Kritik auch ins eigene Denken hinein? Zum MOMA-Redaktionsgespräch haben wir Anjuska Weil, Regula Fischer, Peter Niggli und Manfred Züfle eingeladen. Entstanden sind vier Porträts, die die Breite und Vielfalt dieser Linken dokumentieren. Das Gespräch leiteten Maja Wicki und Kurt Seifert, Abschrift und Bearbeitung besorgten Florian Wick und Roland Brunner.

Auf der Schweizer Politik lastet heute enormer Erneuerungsdruck. Wo fand und findet auf der Linken Erneuerung statt? Was bleibt von den Mythen und Inhalten linker Politik? Wie seid ihr selber zu eurer linken Politisierung gekommen?

Anjuska Weil: Im Gegensatz zu den meisten 68er-AktivistInnen gab es für mich keinen Bruch mit einer bürgerlichen Herkunft. Ich stamme aus einer linken, nicht-schweizerischen Umgebung. Mein Vater kam als Kriegsflüchtling im Zweiten Weltkrieg in die Schweiz. Meine ersten fünf Lebensjahre verbrachte ich nicht hier, und ich kam auch nicht gerne in dieses kalte Land. Als ich 10-jährig war, wurde ich eingebürgert. Schon als kleines Kind wurde mir vermittelt, dass der antifaschistische Widerstand eine zentrale Bedeutung hatte. Ich bin in diese Tradition hineingewachsen, habe mich vor allem unter ImmigrantInnen bewegt. Durch

die Verhältnisse geprägt, bin ich ein sehr braves Kind geworden – und es in gewisser Weise geblieben.

68 war für mich wichtig vor allem als Bewegung gegen den Vietnamkrieg. Die Positionierung gegen imperialistische Kriege knüpfte an meiner Jugenderfahrung an. Für mich war der Blickwinkel der Opfer die entscheidende Stellungnahme. Mein Mann und ich lebten damals in der Ostschweiz und haben dort Terres des hommes aufgebaut. Seither weiss ich, wie sich Napalm, eingebrennt im Gewebe von Kleidern, anfühlt. Das war die Politisierung, mit der ich in die Öffentlichkeit getreten bin. Als US-General Westmoreland mit allen Ehren in Arbon empfangen wurde, entstand mein erster Artikel: “Unanständige Höflichkeit”. Über all die Jahre seither bin ich meiner Liebe zu Vietnam treu geblieben. Durch diese Bewegung bin ich auch zur Linken gekommen, zu den Progressiven Organisationen der Schweiz POCH und zur Partei der



Peter Niggli, war 68 aktiv in der Zürcher Revolutionären Aufbauorganisation RAZ, ab 1987 bei der Grünen Partei, heute Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft der Schweizer Hilfswerke.

Anjuschka Weil, Zürcher Kantonsrätin der FraPI, Präsidiumsmitglied der Partei der Arbeit PdA.

Arbeit PdA, die kurz nach der POCH-Gründung in St. Gallen eine gemeinsame Sektion hatten.

Ich habe 1968 Zürich nur an Wochenenden mitbekommen. Die Sitzungen usw. gingen an mir vorbei, da wir ja in der Ostschweiz lebten. Ich habe damals in der PdA erfahren, dass es alles andere als selbstverständlich war, dass jetzt eine junge Frau dazukam. Das war einerseits sehr erwünscht, andererseits wussten die alten Genossen nicht so recht damit umzugehen. Ich war in verschiedenen Gremien der PdA die erste Frau. Die feministische Auseinandersetzung fand für mich aber nicht in der Partei, sondern im stockkatholischen Kanton St. Gallen beispielsweise für die Fristenlösungs-Initiative statt.

Die Machtkämpfe in der Partei habe ich zwar wahrgenommen, mich aber nie daran beteiligt, mich keiner parteiinternen Kampfkandidatur gestellt. Von den Machtkämpfen der Männer habe ich mich ferngehalten und mich immer gefragt, was ich in dieser Zeit gescheiteres tun könnte.

Aus unserer heutigen Runde höre ich wohl am ehesten zu dem, was als traditionelle Linke bezeichnet wird. Die ideologischen Bestände dieser Linken dürfen nicht einfach über Bord geworfen werden, sondern sie müssen auf ihre Inhalte und Aktualität hin abgeklopft werden. Es geht nicht um eine "Bewältigung", sondern um ein kritisches Hinterfra-

gen unserer linken Geschichte. Begriffe wie "Solidarität" oder des "Internationalismus" behalten für mich Gültigkeit und sind weiterhin Anknüpfungspunkte für linke Politik.

Ich möchte da zwei grosse Tabus der Linken ansprechen. "Solidarität hilft siegen", war ein Slogan, und

Was Europäer – und Europäerinnen in Komplizenschaft – den Kolonialvölkern angetan haben und was dabei die Rolle der Linken war, haben wir nicht angeschaut, schon gar nicht selbstkritisch.

damit waren wir immer dabei – auch auf dem Trikont –, aber nur beim Siegen. Wir haben Rosinen gepickt. Was Europäer – und Europäerinnen in Komplizenschaft – den Kolonialvölkern angetan haben und was dabei die Rolle der Linken war, haben wir nicht angeschaut, schon gar nicht selbstkritisch. Ein Beispiel zur Illustration: Nach der Zerschlagung der Commune in Paris wurden 4250 Communards nach Neu-Kaledonien deportiert. Nach wenigen Jahren hatte der grösste Teil einen Platz in der Kolonialverwaltung. Eine einzi-

ge Frau, Louise Michel, sagte: Wenn ich für die Kommune gekämpft habe, dann ist es nur folgerichtig, mich der kanakischen Bevölkerung als Lehrerin zur Verfügung zu stellen.

Ich bin der Ansicht, dass nicht einfach alles untergegangen ist. Es gibt durchaus Dinge, die in der Gegenwart bestehen, zum Beispiel aus der 80er-Bewegung; hier haben sich viele Nischen gebildet. Die 80er hatten keinen Anspruch auf ein Gesamtweltbild. Es fiel ihnen daher leichter, sich in solchen Nischen zu behaupten; auch einigen 68ern gelang das, trotz dem postulierten Anspruch auf das Gesamte.

Heute, in dieser Zeit, in der das Alte nicht mehr und das Neue noch nicht ist, sind wir gefordert, unsere Utopien weiterzutragen und dabei zu entwickeln und gleichzeitig im Alltag ganz pragmatisch das Notwendige zu tun: an der Seite der Rechtlosen Widerstand gegen die neoliberale Dominanz leisten.

68 war ja nicht nur die Zeit des Vietnamkrieges, sondern auch des Überfalls der Warschaupakt-Armeen auf die Tschechoslowakei. Imperialistische Politik gab es auch seitens des Ostens. Peter Niggli, hat das deinen politischen Weg bestimmt?

Peter Niggli: Ich stamme aus dem Teil der Schweizer Arbeiterklasse, der keine linke Tradition kannte. Meine Grossmutter hatte zwar etwas Streikerfahrung. Einige Männer der Familie wählten ein Leben lang Sozis, andere engagierten sich aber bei den Fröntlern. In den 50er- und 60er-Jahren lösten sich solche Widersprüche in einem unspezifischen Schweizertum auf. Das ist wohl nicht untypisch für die Schweizer Arbeiterbewegung. Es gab keine umfassende und vielversprechende Tradition.

68 bedeutete, sich gegen diese zweifelhafte Tradition, gegen den helvetischen Mief zu stellen. Es bedeutete auch den Bruch mit der Obrigkeitgläubigkeit und -furcht der kleinen Leute. Ich war der erste meiner Familie, der ans Gymnasium kam. Alle hatten Angst und Ehrfurcht vor den "studierten" Lehrern und hofften, dass ich dort nicht unangenehm auffallen würde – was dann

natürlich trotzdem geschah. 68 bedeutete schliesslich, mit Tausenden von Menschen in Kontakt zu kommen, die ebenso wie ich aus dem politisch konservativen und kulturell reaktionären Lebensmodell nach 1945 aussteigen wollten, welches uns unsere Elterngeneration über alle Klassen hinweg verordnen wollte.

Die Sowjetunion war für mich von Anfang an ein Embarassement. Ich war 1968 18 Jahre alt, habe mich viel mit Philosophie und wenig mit konkreter Geschichte beschäftigt. 68 bot die Möglichkeit, in Strömungen einzutauchen, die sich antisowjetisch definierten und die sich gegen Stalins Verbrechen abgrenzten. Mein eigenes Grüppchen war leicht maoistisch angehaucht, weil wir Mao als Garanten dafür betrachteten, die sowjetische Entwicklung zu verhindern und die Revolution weiterzutragen. Im Laufe der 70er-Jahre erfuhren wir nach und nach, welch ein Trugschluss das war. Es gab damals schon Strömungen, die das sahen, zum Beispiel die Trotzlisten, die wir aber ganz blöd fanden. Unsere Gruppe war nie pekinesisch, wir haben nie den Kontakt zur Botschaft und zur chinesischen Regierung gesucht. Wir waren sozusagen ein maoistisch-leninistischer Spontiverband, wie es sie vor allem in den romanischen Ländern gab. Das schönste waren die Kontakte nach Italien und Frankreich. Schrecklich waren die Kontakte mit den deutschen marxistisch-leninistischen Grüppchen.

Ich war der informelle Chef unseres Grüppchens, der lider maximo. Einen formellen Führer wollten wir nicht. Der Konkurrenzkampf um die reale Führungsposition hielt deshalb ständig an. Wir führten heftige und turbulente politische Diskussionen. Wer sich – wie ich – durchsetzen wollte, musste sich sehr einsetzen. Es gab bei uns einen Kandidatenstatus, ein Aufnahmegespräch, aber schlussendlich wurde Mitglied, wer Mitglied werden wollte. Mein Club ging unter, als sich 1975 mehr als die Hälfte abgespaltete, um mehr organisatorische und ideologische Härte durchzusetzen. Sie glaubten, der Misserfolg der "Revolution" ginge auf den Mangel an Disziplin zurück. Sie orientierten sich nach dem deutschen Muster solcher Grüppchen. Alle Parteimitglieder sollten fähig



**Regula Fischer, Soziologin, ehemalige POCH-Kantonsrätin Bern, heute Mitglied des Berner Stadtrates (Legislative).
Manfred Züfle, Schriftsteller, war früher SP-Gemeinderat und definiert sich heute als Sozialist ohne Partei und Christ ohne Kirche.**

sein, eine homogene Parteilinie wiederzugeben. Damit dies möglich ist, musste die Linie so simpel werden, dass sie auch der Letzte Wort für Wort herunterleiern kann. Das war das Rezept der ML-Gruppen und diesen Weg wollten wir nicht mitgehen.

Ich verkehrte mit den Chefs der anderen Gruppen, der POCH, der

Ich erhielt mehr und mehr den Eindruck, von den konkurrierenden Grüppchen – falls sie an die Macht kämen – mehr befürchten zu müssen als vom eigentlichen politischen Gegner.

Trotzlisten, der KPSML, der PdA, der ausländischen KPs in der Schweiz. Auf der "Chefebene" überwogen gegenseitiges Misstrauen und die Verachtung der je anderen politischen Linie das Zusammengehörigkeitsgefühl. Ich erhielt mehr und mehr den Eindruck, von den konkurrierenden Grüppchen – falls sie an die Macht kämen – mehr befürchten zu müssen als vom eigentlichen politischen Gegner.

1976 wurde unser Grüppchen beendet. Von einer Revolution war weit und breit nichts zu sehen. Ich

habe mich darauf in die ganze anti-kommunistische Literatur und die Geschichte Osteuropas vertieft. Ich kannte keine MitstreiterInnen, die solches angestrebt hätten. Trotzdem wollten nur wenige die kommunistischen Realitäten an sich herankommen lassen und weiterdenken, was mich ärgerte und mir naiv erschien. Ich wurde so etwas wie ein "linksradikaler Antikommunist". Ich habe später anhand von Äthiopien studiert, was herauskommt, wenn sich als Kommunisten verstehende Guerrillas gegen eine sich kommunistisch gebärdende Regierung kämpfen. Die wenigsten waren bereit, ihren Kampf theoretisch auf neuer Grundlage zu begreifen, die meisten hielten an ihrer Ideologie fest und denunzierten den Gegner einfach als faschistisch. In den 90er-Jahren, als diese Bewegungen machtpolitisch gewannen, verdampfte ihr Marxismus-Leninismus in einen diktatorischen Markt-nationalismus.

Was die kommunistischen Parteien Osteuropas real verwirklichten, war das genaue Gegenteil dessen, was mich 1968 und danach als Kampf für die "Emanzipation der Massen" bewegte. Nach dem revolutionären Grüppchen arbeitete ich in einem selbstverwalteten Betrieb, weil mir die demokratische Umgestaltung der Produktionsverhältnisse wichtig und zentral erschien. Diese Fragen beschäftigten mich bis heute. Wir sind hier gleich weit wie vor



dreissig Jahren, also noch fast nirgends.

1968ff. war ich fasziniert von der Revolution. Wir verstanden uns als authentische Erben der Tradition europäischer Revolutionen, besonders natürlich der Oktoberrevolution. Heute ist es offensichtlich, wie idiotisch die Frage nach der Revolution in den offenen Gesellschaften des Westens war. Dass der politische Kampf in blockierten Gesellschaften, wie ich sie in Äthiopien sah, je nach Unterdrückungsintensität zur Revolution tendiert, empfand ich je länger desto weniger als Chance denn als ungeheure Hypothek. Die Freunde der äthiopischen Opposition, die mir am nächsten standen und die diese Hypothek begriffen hatten, zermarterten sich den Kopf, wie die Erfordernisse eines zentralisierten militärischen Kampfes mit dem

angestrebten Ziel freiheitlicherer und offenerer Verhältnisse nach dem Sieg vereinbart werden könnten. Nicht zufällig vielleicht haben sie nach dem Sturz des Regimes vorläufig gegenüber denjenigen politischen Kräften verloren, die diese Skrupel nicht kannten.

Ende der 80er-Jahre fühlte ich mich so weit, aufgrund einer "aufgearbeiteten Vergangenheit" wieder in die Politik einzusteigen. Als Postkommunist mit Vergangenheit stieg ich in die Grüne Partei ein, um im Rahmen des Machbaren die grossen Veränderungen anzustreben, die ich nach wie vor für notwendig halte. Heute engagiere ich mich professionell für entwicklungspolitische Fragen und damit auf dem Gebiet, auf welchem "1968" die geringsten Veränderungen gebracht hat – in den nach wie vor zutiefst ungerechten

Nord-Süd-Beziehungen, die zusammen mit den ökologischen Problemen das 21. Jahrhundert beherrschen werden.

Regula Fischer, du bist ein paar Jahre jünger. Wie bist du zur linken Politik gestossen?

Regula Fischer: Ich bin in einer katholischen Gegend aufgewachsen. Mein Vater kam aus einer armen Familie und konnte dank der katholischen Kirche studieren. Er ist ein Links-Katholik, meine Mutter schwankte zwischen Freisinn und Sozialdemokratie. Politische Diskussionen waren in meinem Elternhaus präsent. Sozial gehöre ich zu einer anderen Generation als Peter oder Anjuschka. Meine erste politische Orientierung ging Richtung Anarchismus. Ich habe viel Proudhon, Bakunin und Kropotkin gelesen, mich mit dem libertären Sozialismus in der Westschweiz beschäftigt. Mich interessierte der Zusammenhang zwischen der Lebens- und Arbeitsweise der Uhrenarbeiter und ihrer politischen Orientierung. Zu Beginn meines Studiums von Sozialgeschichte und Soziologie prägten mich diese Fragen. Das in den achtziger Jahren bestehende Milieu der Anarchisten hat mich dann aber doch sehr enttäuscht. Die Diskussionen waren relativ langweilig. Ich lernte Leute aus dem Umfeld der POCH kennen und deren Diskussionen schienen viel interessanter. Das war 1983, als sich die POCH in Richtung der neuen sozialen Bewegungen umorientiert hat. Ich bin dann in die POCH eingestiegen.

Das Problem der sogenannten "kommunistischen Gesellschaften" habe ich weniger brennend erlebt. Ich weigerte mich schon damals, mich legitimieren zu müssen oder Verantwortung übernehmen zu müssen für die Geschehnisse im Osten. Wir hatten zwar viele Diskussionen mit 68ern in unserer Partei, die den Osten verteidigt haben. Ich fand, die sowjetische Gesellschaft sei selber verantwortlich dafür, was dort geschah und geschehen sollte. Ich muss doch nicht, nur weil ich eine Linke bin, Verantwortung für alle Gesellschaften, die sich als "marxistisch" bezeichnen, und deren Entwicklung übernehmen. Noch heute verweigere

ich mich solchem Druck, alles was als links bezeichnet wird, oder sich selbst als "links" versteht, zu vertreten und zu verteidigen.

Erst später habe ich begonnen, mich damit auseinanderzusetzen. Dann wurde mir erst klar, wie schwierig dieses Kapitel für Leute sein musste, die schon länger in der Politik standen und die die Ostprägung viel stärker abbekommen haben.

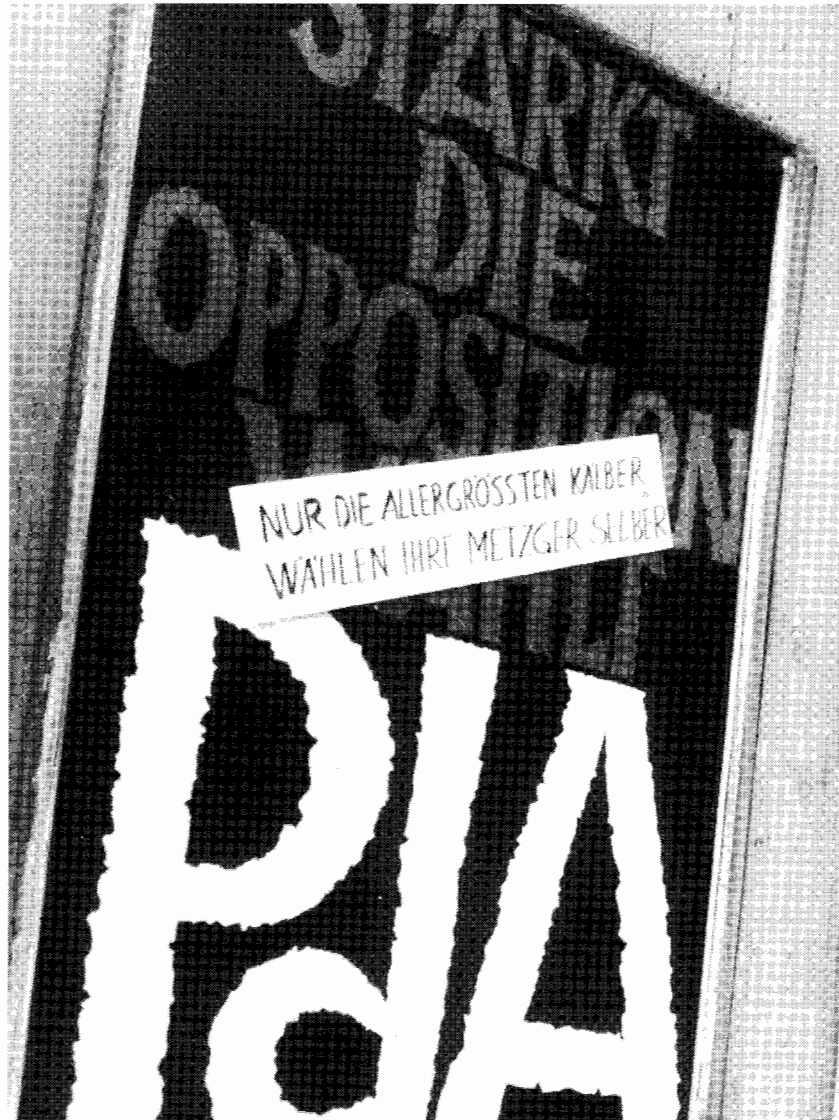
1986 kam ich für drei Jahre in den Berner Kantonsrat, musste dort aber zurücktreten, weil wegen eines damals bestehenden Gesetzes mein politisches Mandat nicht mit meiner Stelle an der Uni vereinbar war. Später war ich nochmals für vier Jahre im Berner Stadtrat, aber da bestand die POCH schon nicht mehr.

Ich habe damals sehr viel Marx gelesen und diskutiert. Aber mein Bezug war vor allem ein theoretischer

Ich muss doch nicht, nur weil ich eine Linke bin, Verantwortung für alle Gesellschaften, die sich als "marxistisch" bezeichnen, und deren Entwicklung übernehmen.

schers und nicht in dem Sinn handlungsleitend, und Marx immer wieder neu interpretierbar. Die Neuinterpretation der Geschichte legt die Grundlage für Neuorientierungen im politischen Handeln der Partei und von mir selber. Deshalb sehe ich politisches Handeln auch prozesshaft im Sinn ständiger Neuinterpretation und neuer Erkenntnis.

Mit den Strukturen und dem Homogenisierungsdruck von Parteien und Gruppierungen (auch feministischen) hatte ich aber immer Mühe. Die Last der Vergangenheit, das Vorherrschen informeller Strukturen habe ich innerhalb der Partei natürlich stark gespürt. Hier liegt auch eine der grössten Schwächen der Linken: Sie hält den Diskurs theoretisch hoch, ohne wirklich eine eigene Diskussionskultur entwickelt zu haben. Dissidenz wurde und wird



sofort als Bedrohung wahrgenommen. Ich glaube, dass Auseinandersetzung und offene Kämpfe eine Partei eher stärken als das informelle Fertigmachen anderer Meinungen.

Die 80er-Bewegung hat mich in ihrer Theorielosigkeit nie interessiert. Sie erschien mir zu pubertär. Klar kam ich mit der Szene, mit einzelnen Leuten in Kontakt, aber die Bewegung als Ganzes blieb mir fremd.

Ein Thema, das ich in der linken Diskussion als mangelhaft empfinde, ist ihr Umgang mit Niederlagen. Da wird auch schnell einmal auf ein Täter-Opfer-Schema zurückgegriffen, der Begriff der Repression strapaziert. Da wird oft unterschlagen, dass diese Repression zum Beispiel in den 80er-Jahren von breiten Teilen der Bevölkerung mitgetragen wurde, auf die sich die Linke ja immer wie-

der bezieht. Niederlagen sind un bequem, und es stellt sich daraus die Frage nach der Linken heute. Heute ist beispielsweise die Sozialdemokratie eine erfolgreiche Partei des Mittelstandes in ganz Europa, ist sie denn eine linke Partei? Solidarität, Internationalität waren wichtige Begriffe, jetzt ist es die Globalisierung, aber die ist eben gerade keine Internationalisierung. An solchen Begriffen und ihrem Management können wir feststellen, wo bewegt sich noch etwas, und wo geht es nur noch um eine Vermeidung von Niederlagen. Dabei soll es um eine kritische Diskussion gehen, nicht um eine öffentliche Beichte, was haben wir denn da wieder getan.

Manfred, deine politische Zeit begann schon vor 1968. Du hast Bloch, Benjamin und andere

schon gelesen, bevor sie Einzug fanden in die neulinken Bücherregale. Wo kommst du her?

Manfred Züfle: Ich stamme aus kleinbürgerlichen Verhältnissen, aus einer Bäckerei und einer Arbeiterbeiz in der katholischen Inner-schweiz. Mein Grossvater war allerdings Protestant. Meine Mutter war aber eine sehr strenge Katholikin. Die ganze Geschichte der Identität ist sehr brüchig. Mein Grossvater verstand sich absolut als Schweizer, hat ein Leben lang über die Sauschwaben geflücht, obwohl er Deutscher war. Er sah nie ein, weshalb er dafür zahlen sollte, als Schweizer akzeptiert zu werden, nachdem sein Vater schon als Schuhmacher aus dem Schwarzwald in die Schweiz eingewandert war. Mein Grossvater wurde Ende des letzten Jahrhunderts ins deutsche Heer einberufen, bekam aber sofort einen ruhrartigen Durchfall und der Arzt hat ihn heimgeschickt mit der Aussage "Mein Schweizer hat Heimweh!".

Mein Vater und meine Mutter hatten mir ein Selbstverständnis als Schweizer vermittelt. Ich musste dann aber erfahren, dass ich nicht nur kein Schweizer war, sondern auch kein Deutscher mehr, weil mein Vater die Einberufung in Hitlers Armee verweigert und damit die deutsche Staatsbürgerschaft verloren hatte. Meine Mutter, deren Familie seit 600 Jahren als Innerschweizer Geschlecht verbürgt ist, wurde damit auch zu einer Staatenlosen - ebenso wie ich. Mein Vater, das wusste ich schon früh als Kind, wusste sehr viel und sehr früh von dem, was in Deutschland geschah. Obwohl er Bäcker war, besass er Konrad Heiden's Hitlerbiografie und die "Moor-soldaten" in der ersten Ausgabe. Er vermittelte mir das Bewusstsein eines bedrohten Antifaschisten. Seine Schweizer Kollegen waren inzwischen braun geworden und erzählten ihm von Plänen für ein Konzentrationslager zwischen Baar und Zug, in dem Leute wie er eingesperrt würden.

Mein Vater hat sich immer geweigert, sich einbürgern zu lassen. 1943 hat er sich dann doch dazu entschlossen für die horrenden Summe von 4000 Franken, damals fast ein Vermögen. Seit dann sind die Züfles

attestierten Schweizer. Mein Vater, der wegen meiner Mutter zum Katholizismus konvertierte, stand dann in Opposition zu dieser ganzen Katholiziererei und trat in die Freisinnige Partei ein, wo er eigentlich gar nicht hingehörte, aber bis zu seinem Lebensende drin verblieb.

Mein eigener Ablösungsprozess nach links verlief zunächst rein intellektuell. Ich konnte studieren und studierte tapfer. 1956 war ich im ersten Jahr an der Uni. Dort merkte

Wenn ich heute erleben muss, wie denunziert wird, dass man überhaupt noch eine Meinung hat und sie vertritt, dann interessieren mich die alten Querelen kaum noch. So verschieden unsere Vergangenheit und Geschichte ist, so stehen wir doch alle unter dem offiziellen Verdikt des "Veraltet-Seins".

ich zum ersten Mal, dass da etwas nicht stimmt. Die Zeitschrift "Der klare Blick", ein Hetzblatt, und die Berührung mit den Kreisen, die damals alle nach Ungarn gehen wollten, um gegen den Kommunismus zu kämpfen, brachten mich zur Revolte. Es gab groteske Dinge damals: Da standen Busse voll mit Schweizern mit Maschinengewehren an der österreichischen Grenze. Aus Trotz begann ich statt des verordneten Heideggers Marx und Bloch zu lesen. Ich las sehr gründlich.

Als 1968 kam, hatte ich das Gefühl, einfach zu alt dafür zu sein. Ich gehörte nicht dazu. Ich habe über Leute wie *Berthold Rothschild* gestaunt, die – obwohl noch ein bisschen älter als ich – sich da voll engagierten. Ich begrüßte die 68er-Bewegung, konnte mich aber einfach nicht dazuzählen. Ich hätte mich wohl sehr linkisch darin bewegt. Ich verspürte aber ein Nachholbedürfnis nach politischer Praxis und fragte mich, ob es irgend einen linken Haufen gäbe, dem ich beitreten könnte.

Ich bin Hals über Kopf in meinem Wohnort Dietikon in die SP reingegangen und wurde schnell in den Gemeinderat gewählt. Ich habe dort schnell anhand der konkreten, praktischen Politik festgestellt, dass die SP keine linke Partei war.

Wichtiger als die 68er-Bewegung war für mich die Zürcher Jugendbewegung von 1980. Unser Sohn war als Militanter am Opernhauskrawall dabei. Ich weiss noch, wie er uns abends um neun Uhr angerufen hat und sagte: "Mama, in Zürich ist der Krieg!" Meine Frau und ich haben uns in diesen Zusammenhängen stark engagiert und exponiert. Ich glaube immer noch, dass dieses Ereignis als politisches sehr wenig verstanden ist. 1980 war für mich ein beginnender, langsamer Formulierungsprozess, ein Protest, eine Revolte, die alle theoretischen Bezüge verweigerte. Die Zeit war zu kurz, um aus dem AJZ, aus Chaotikon ein ausformuliertes Projekt werden zu lassen. Ein einmaliger Repressionshammer zer-schlug diese Ansätze. Schon 1982 lautete die letzte Sprayerei der Bewegung "hilflos". Die Linke hatte Mühe mit der Sprache und den Fragen dieser Bewegung und hat sie nie wirklich verstanden. Es war eine Revolte, die uns Linken verschiedener Generationen total unbekannt war. Wir haben dort ein Reservoir an politischen Kräften durch unseren Mangel an Verständnis verloren, das wir heute gut gebrauchen könnten.

Wenn ich heute erleben muss, wie denunziert wird, dass man überhaupt noch eine Meinung hat und sie vertritt, dann interessieren mich die alten Querelen kaum noch. So verschieden unsere Vergangenheit und Geschichte ist, so stehen wir doch alle unter dem offiziellen Verdikt des "Veraltet-Seins". Mit Denkverboten werden Inhalte und Postulate aus dem Diskurs verdrängt. Der Beichtstuhl unserer eigenen Fehler muss doch vor allem nach dem Kontext fragen, in dem überhaupt noch Stellung bezogen werden kann. Wo können wir heute miteinander und voneinander lernen? Wie können wir all diese idiotischen Anwürfe zurückweisen? Ich sehe kaum Ansätze, wo und wie aus der Vereinzelung der Geschichten herausgekommen werden kann hin zu einem Diskurs.